

Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 53 (1997)
Heft: 6

Artikel: Ist "-in" noch in?
Autor: Bergmann, Henri
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-421764>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ist «-in» noch in?

Von Henri Bergmann

Persönliche Erlebnisse

In einer französischsprachigen Familie in der Deutschschweiz aufgewachsen, wurde ich schon sehr früh mit den jeweiligen Eigentümlichkeiten des Französischen, Schweizerdeutschen und Deutschen konfrontiert. An einzelne Vorfälle, die dies belegen, vermag ich mich noch besonders gut zu erinnern.

Beispielsweise als 1950, im Laufe des Vorbereitungsjahrs auf die Bezirksschule, unser Lehrer damit begann, die Hochsprache auch ausserhalb des Deutschunterrichts zu verwenden. «Die Schüler verlassen jetzt ruhig und ohne zu rennen ihre Plätze und besammeln sich auf dem Pausenplatz bei der Linde.» Sowohl Knaben in der rechten Bankreihe als auch Mädchen in der linken schickten sich an, aus dem Schulzimmer zu gehen, aber einige Kinder beiderlei Geschlechts blieben unschlüssig stehen und schauten sich ratlos an. Irgendwer hatte geflüstert: «Nur d Buebel!» – und eine Mädchenstimme hatte protestiert: «Nei, alli.» Der Lehrer entschied, den Aufbruch zum Waldspaziergang um einige Minuten zu verschieben und erklärte uns, dass in der Einzahl mit «der Schüler» nur ein Bube gemeint sei, mit «die Schülerin» nur ein Mädchen, dass aber mit «die Schüler» alle gemeint seien, Buben und Mädchen. Wenn die Mädchen allein angesprochen seien, hiesse es «die Schülerinnen». – Und wie war es, wenn sich der Lehrer nur an uns Buben wenden wollte? – Da gab es keinerlei «Sonderauszeichnung». Er hätte schon sagen müssen: «Die Schülerinnen nicht, nur die Schüler!» Erst im Kontrast mit der ausdrücklich genannten weiblichen Form wurde aus dem – beide Geschlechter einbeziehenden – Oberbegriff ein allein die Buben betreffender Ausdruck.

Ja es konnte vorkommen, dass sogar mit «der Schüler» alle gemeint waren. Zum Beispiel in einem offensichtlich allgemeingültigen Satz wie: «Ein ordentlicher Schüler vergisst nicht, alle Bücher mitzubringen.» Damit war nicht gemeint, dass das eine ordentliche Schülerin nicht auch tun sollte. Aber das Wort stand *pars pro toto* für alle Schülerinnen und Schüler.

Das weibliche Nomen hatte also zur speziellen Kennzeichnung ein Anhängsel, während das männliche sich ohne solches zufrieden geben und dieses manchmal erst noch mit der weiblichen teilen musste. Von Kastrationsangst, Penis- und Gebärneid habe ich dann viel später gelesen, und erst eine gewisse Lebenserfahrung hat mich gelehrt, dass die Wertschätzung eines Menschen weder physiologisch noch sprachlich wegen eines zusätzlichen Gliedes steht oder fällt. Die Welt war für alle da; wo nur für die Frauen, wurde dies durch Suffixe oder eigene Wörter zum Ausdruck gebracht.

Im Französischen war das nicht anders. «Les droits de l'homme» sind die Menschenrechte, nicht jene der Männer.

«VergewaltigerInnen»

Darum habe ich heute wenig Verständnis dafür, wenn die Feministinnen vermeintliche Gleichheit dadurch herbeizureden versuchen, dass sie die Sprache vergewaltigen. Einen Text konsequent in der weiblichen Form zu schreiben und dann zu sagen, die Männer seien mitgemeint, zeugt von Unverständnis gegenüber dem Prinzip der Vermeidung der Redundanz – auf die ich später noch zu sprechen kommen werde – und bezüglich der Tatsache, dass das grammatische Geschlecht nicht mit dem natürlichen übereinstimmen muss. Dennoch kann es Ausnahmen geben. So finde ich es im Interesse der sprachlichen Vereinfachung in Ordnung, wenn eine bernische Schule für Krankenpflege ihren Prospekt konsequent in der weiblichen Form verfasst und sich damit begnügt, an geeigneter Stelle anzumerken, der Ausbildungslehrgang stehe auch Männern offen. Weshalb soll dann bei jenen Berufen nicht Gegenrecht gehalten werden können, die seit 15 oder 20 Jahren auch für Frauen zugänglich sind und dennoch nur einen Frauenanteil von weniger als 10% aufweisen?

Auch das Lamento einer Seniorin kann mich da nicht erschüttern, die sich darüber beklagt, sie habe es nun satt, immer mitgemeint zu werden. Ist es nicht vielmehr so, dass die Männer bisher die ihnen zugeordneten sprachlichen Formen widerspruchslos mit den Frauen teilten? Und ist es nicht so, dass oft erst neben der expliziten Verwendung einer weiblichen Form die grammatisch männliche als für das natürlich männliche Geschlecht gekennzeichnet gilt?

Als ich 1971 zum ersten Mal nach England kam, stellte ich fest, dass es dort Eisenbahnabteile für alle gab und daneben solche für Frauen (und Kinder). Eine ähnliche Aufteilung findet sich heute noch in gewissen Berghütten, in Bädern und Parkhäusern.

Genau so hatte ich bis anhin die Sprache verstanden: Es gab Wörter, die alle meinten. Die sogenannte grammatisch männliche Form, besonders im Plural, teilte ihren Geltungsraum oft mit Frauen (ähnlich wie die «weiblichen» Pronomen «sie» oder «ihr» und der Artikel «die» im Plural auch die Männer mitmeinte, während bei Bedarf reservierte «Frauenräume», die die Männer ausschlossen, speziell gekennzeichnet wurden). Würde geschlechtliche Gleichbehandlung also bedeuten, dass es fortan nur noch getrennte Frauen- und Männerterritorien gäbe wie früher in den Schulen und Kirchen? Die neuen Sprachgewohnheiten auf diese Praxis übertragen müsste logischerweise bedeuten, dass in Zukunft die nicht speziell für Frauen angeschriebenen Parkplätze allein den Männern überlassen würden.

Besonders dämmlich scheinen mir geschlechtsneutrale Formulierungen in der Art von: «Ein Mensch ging in den Wald und begegnete dort drei anderen Menschen...» Hier wird «Mensch» nicht als Sammelbegriff für Männer und Frauen empfunden, sondern als Gegensatz zu «Tier» verwendet. Dennoch wollte sich an einem Vortrag für Werbetexter in Zürich ein Referent bei der weiblichen Zuhörerschaft mit solchen Formulierungen anbieten.

Bei Berufs- oder Funktionsbezeichnungen muss das grammatische Geschlecht erst recht nicht zwingend mit dem natürlichen übereinstimmen. Als ich im Anschluss an den Besuch einer Handelsschule 1957 nach einer Bürostelle Ausschau hielt, meldete ich mich auch auf ein Inserat, das da lautete: «Kaufmännische Angestellte gesucht». Prima, dachte ich. Wenn die gleich mehrere suchen, sind meine Chancen um so grösser. Zusammen mit der Rücksendung meiner Zeugniskopien erhielt ich dann allerdings ein freundliches Schreiben, aus welchem hervorging, dass man nur eine einzige, und zwar eine weibliche Schreibkraft benötigte.

Verweiblichung made in USA

Aus Amerika kommt bekanntlich nicht nur Gutes, aber ausgerechnet aus dieser Ecke schwappen Exzesse des Feminismus zu uns über. Es ist vermutlich nur noch eine Frage der Zeit, bis ich mich auch hier nicht mehr getraue, in einen Lift zu steigen, in dem eine Frau mitfährt.

Gerade die sprachliche Verweiblichungswelle ist, in diesem Zusammenhang, zuerst im Englischen aufgetaucht, wo es kein bzw. nur ein grammatisches Geschlecht gibt. Mario Wandruszka liefert uns in «Sprachen, vergleichbar und unvergleichbar» (R. Piper & Co. Verlag, München, 1969) einen bemerkenswerten Beleg:

«Ein Wort, ein Satz stehen nicht im luftleeren Raum – wenn es auch Grammatiken gibt, die sich so weit von der sprachlichen Wirklichkeit entfernen, dass sie diesen Eindruck erwecken. Jeder wirklich gesprochene Satz ist eingebettet in eine aussersprachliche Situation, die ihn begründet, in einen sprachlichen Kontext, der ein Netz von Verbindungen und Beziehungen darstellt, in dem er oft überhaupt erst verständlich wird. Situationen und Kontexte aber geben uns natürlich meist so viele Hinweise auf das Geschlecht einer Person, dass es tatsächlich unnötig ist, es durch ein eigenes Wort oder eine besondere Endung auszudrücken. Dafür nur ein Beispiel, es ist drastisch genug. Eine Pfarrersfrau erzählt einer Bekannten bekümmert, dass ihr Küchenmädchen vom Gärtnerburschen ein Kind erwartet: *What I cannot understand, Mrs. Ashley, is where it happened. She shared a room with my cook.* (Daphne du Maurier, *My Cousin Rachel*, London 1951).» Logisch, dass in diesem Kontext geschlechtsspezifisch übersetzt wurde.

Blindwütig oder aus unüberlegtem Nachahmungstrieb kann man die Bestrebungen der amerikanischen Feministinnen auf andere Sprachen nicht übertragen, weil sich hier ganz andere Probleme stellen. In diesem Zusammenhang sei zum Beispiel nur daran erinnert, dass die konsequente «Verweiblichung» im Französischen wesentlich komplizierter ist als im Englischen oder Deutschen, weil die explizite Kennzeichnung ausser auf die männlichen und weiblichen Nomen auch auf sämtliche Adjektive und viele Partizipien übertragen werden muss. Zudem zeigt gerade die französische Sprache in frappanter Weise, dass auch in der Einzahl das grammatische Geschlecht nicht mit dem natürlichen übereinstimmen muss. Ausgerechnet beim Militär heisst es seit Jahrhunderten: «la recrue, une estafette, la sentinelle, la garde» und oftmals auch «la victime» (übrigens auch im Deutschen: die Stafette, die Schildwache), während eine Dame, die Kleider vorführt, seit jeher «le mannequin» heisst. Im Deutschen wäre es bei Berufsbezeichnungen oft gescheiter, die sogenannte männliche Form beizubehalten: Frau Meier ist Sekretär des Verbands.

Am Tag, als die Berliner Mauer fiel, interviewte ein Reporter des deutschen Fernsehens eine Passantin aus dem Ostteil der Stadt: «Was sind Sie von Beruf?» – «Ich bin Buchhalter», kam ohne zu zögern die Antwort. Wenn also, wie von einer Schweizer Feministin als Negativbeispiel erzählt, eine deutsche Journalistin eine Schweizer Kollegin anruft, um ihr von ihrer beruflichen Beförderung zu erzählen, und dabei sagt, sie sei jetzt «Redakteur», finde ich, dass es hier nichts zu belächeln gibt. Ganz im Gegenteil: hier ist die tatsächliche Emanzipation weit genug fortgeschritten, so dass auf sprachkosmetische Eingriffe verzichtet werden kann.

Redundanz

Sprache funktioniert oft so, dass mit einem Minimum an Aufwand ein Maximum an Information übermittelt werden kann. Das Phänomen der Redundanz ist mir nie so klar geworden wie an jenem Novemberabend 1976, als ich im Rahmen einer Diplomvorbereitung in Bern einem Vortrag über Kommunikation beiwohnte. Während geraumer Zeit hatte der Vortragende versucht, uns die für die Informationstheorie zutreffende Definition von «Redundanz» auszudeutschen: «Bezeichnung für das Vorhandensein von weglassbaren Elementen in einer Nachricht, die keine zusätzliche Information liefern, sondern lediglich die beabsichtigte Grundinformation stützen.» Als wir Kursteilnehmer uns in der Pause zu einem Erfrischungstrunk in eines der heimeligen Beizchen unter den Lauben begaben, war der Begriff der Redundanz in unseren Köpfen wie der Sauser im Stadium: noch ungeläutert. – Bis wir die Gaststube betraten, aus der uns der Duft von Wildbraten entgegenschlug. In der warmen, von Rauchschwaden durchsetzten Luft baumelte an einem Faden ein langsam sich drehender Karton von der Decke. Darauf stand nur ein einziges Wort: «Rehpfeffer».

Klar, mehr brauchte es nicht. Da wir in einem Wirtshaus waren, Zubereitungsart, Beilagen und Preise zudem aus den auf den Tischen aufliegenden Menükarten hervorgingen, wäre jede weitere Ergänzung überflüssig gewesen.

Das von den Feministinnen so bekämpfte «Fräulein» (dessen Diminutiv so wenig despektierlich war als jener beim russischen «Väterchen») hatte früher durchaus eine praktische Funktion. Wurde ich ehemals einer Dame namens «Frau Soundso» vorgestellt, diente mir die fehlende Endsilbe «lein» als Hinweis darauf, dass ich ihr keine Avancen machen durfte, ohne gegen die landläufigen Gepflogenheiten zu verstossen. Nun, so sei's denn: die Sitten haben sich geändert. Über kurz oder lang wird es ohnehin schon als sexuelle Belästigung ausgelegt werden, wenn ich einer Dame in den Mantel helfe.

Soziolinguistischer Dauerbrenner

Beabsichtigte sprachliche Differenzierung in Wortbildung und Wortwahl ist eine Eigenheit, die Minoritäten auszeichnet, die den Machtkampf aufgenommen haben. Die deutsche Sprache der dreissiger und vierziger Jahre bietet dazu interessante Beispiele: Nach den damals für das Deutsche Reich und die Schweiz gültigen Schreibregeln des DUDEN aus dem Jahre 1944 ist eine «Vollfamilie» eine erbgesunde Familie mit mindestens vier Kindern. Was soll's: Wenn man sprachlichen Unsinn weit genug treibt, wird aus dem schönsten Klavierkonzert nur ein Vorführstück für Hammerklangwerk.

Auch die politische Linke hat inzwischen lernen müssen, dass es nicht genügt, wenn sich alle duzen und mit «Genosse» bzw. «Genossin» anreden, um ein soziales Gefälle aufzuheben.

Umgekehrt können die Terrororganisationen ihrem feigen Morden noch lange «hinrichten» sagen – ein Sprachgebrauch, den übrigens die meisten Medien stumpfsinnig übernehmen –, mehr Verständnis für ihre Anliegen kommt deswegen bei mir noch lange nicht auf.

Es ist ganz einfach blauäugig (hat sich die geneigte Leserschaft vielleicht darüber aufgeregt, dass mit diesem Ausdruck alle blauäugigen Menschen als naiv beschimpft werden?) anzunehmen, es genüge, die Sprache zu ändern, um neue Tatsachen zu schaffen.

Tatsachen statt Sprachkosmetik

Feminisierung der Sprache, wo sie hingehört: Natürlich finde auch ich es absurd, wenn ein Hinweisschild am Eingang zu einem Kreissaal mit den Worten beginnt: «Die Patienten werden gebeten...» Vielleicht sind damit die Väter

gemeint, die der Geburt ihres Nachwuchses beiwohnen wollen und dabei in Ohnmacht fallen.

An der letzten Generalversammlung des Schweizerischen Übersetzer-, Terminologen- und Dolmetscherverbandes wurden zum ersten Mal Stimmen laut, die einen Namenwechsel vorschlugen, der angeblich auch die Frauen berücksichtigen sollte. Kleine Anmerkung: Abgesehen von einer kurzen Interimspräsidentschaft ist der Verband während der letzten 15 Jahre von Frauen geführt worden.

Was mir wichtig erscheint, ist, dass den Frauen nicht a priori ihres Geschlechtes wegen der Zugang zu traditionellen Männerdomänen verwehrt bleibt. Aber muss man dafür den Preis einer allgemeinen Sprachverhunzung bezahlen? Gewisse Kreise der Soziolinguistik meinen offenbar, es genüge, die Sprache zu revidieren, um Tatsachen zu verändern. Wenn dem so wäre, müsste es schon längst eine Päpstin gegeben haben: Die weibliche Form existiert seit 1450. Dass ausgerechnet Politiker auf Stimmenfang sich derart vordrängen und den Verweiblichungsfirlefanz mitmachen, wundert nicht, noch weniger, dass sich die Bundeskanzlei bemüssigt fühlt, mit erheblichem Geldaufwand einen «Leitfaden zur sprachlichen Gleichbehandlung» herauszugeben. Ein Appell, die Herausforderung im Interesse einer grösseren Kreativität zu nutzen, ist scheinheiliges Wortgeklingel. Wenn es denn partout sein muss, dass Weiblein und Männlein gesondert angesprochen werden, sollte man im Interesse der Sprache die Segregation weitertreiben und Gesprochenes und Gedrucktes für die beiden geschlechtlichen Ausprägungen getrennt verfassen und veröffentlichen.

Vielleicht hatte ich das Privileg, dank gewisser Lebensumstände ein ziemlich unverkrampftes Verhältnis zur Rolle der Frau in der Gesellschaft zu haben. Eine meiner Grossmütter, eine gläubige Christin, lehrte mich schon sehr frühzeitig, dass Gottvater nichts mit einem alten Mann mit weissem Bart zu tun habe. Zu ihrem Vokabular gehörte ein Ausdruck wie «Gott-Vater-Mutter». In meinem Berufsleben als Angestellter hatte ich verschiedentlich Frauen als Vorgesetzte und hatte deswegen keine Schwierigkeiten mit meiner männlichen Libido.

Gerade bei Funktionsbezeichnungen, wo die Zugehörigkeit zum einen oder anderen Geschlecht für die Qualität der Arbeit nicht relevant ist, finde ich eine zusätzliche weibliche Bezeichnung überflüssig. Mir ist es einerlei, ob eine Frau oder ein Mann im Cockpit des Flugzeugs sitzt, in dem ich als Passagier mitfliege. Hauptsache ist, die qualifiziertere Person steuert in einer kritischen Phase die Maschine. Beim Flugzeugabsturz am Stadlerberg vor ein paar Jahren wäre es besser gewesen, die Kopilotin hätte den Landeanflug übernommen, wie später die Aufzeichnungen des Flugschreibers ergaben.

Glücklicherweise hat sich hinsichtlich des Vordringens der Frauen in verantwortungsvollere Positionen einiges gebessert, auch wenn da noch viel zu tun

ist. So ist es denn die selbstverständlichste Sache der Welt, dass man im Zweifelsfall lieber ein «Sehr geehrte Damen und Herren» an den Anfang eines Briefes setzt. Und wenn es ein Kunde unbedingt haben will, werde ich ihm auch einen Text schreiben, bei welchem auf die Sensibilität der SprachkosmetikerInnen besonders Rücksicht genommen wird. Aber schon bei den lieben Leserinnen und Lesern sträubt sich mir die Feder: Tönt die spezielle Erwähnung nicht so, als würde man den Frauen (besser: den Männern) sagen: «Ach so, Ihr könnt ja auch lesen?!»

Schöne Aussichten?

Im fleissigen Bemühen, die amerikanischen Feministinnen nachzuahmen, werden wir wahrscheinlich noch einiges erleben. Ja es tauchen in letzter Zeit sogar neue sprachrelevante Veränderungstendenzen auf.

Bis jetzt wurde bei der Jagd auf den Sexismus übrigens als selbstverständlich angenommen, es gäbe nur zwei gesellschaftlich relevante sexuelle Ausrichtungen. Nach dem Vorbild des vermehrten expliziten Einbezugs der Frauen in die Sprache könnten nämlich wirkliche Minderheiten, im Zuge ihres Coming-outs, sich dagegen auflehnen, dass sie sprachlich einfach mitgemeint werden: homosexuelle Männer und Frauen. Soll man/frau/schwul/lesb dann bei jedem Wort, hinter dem eine sexistische Konnotation vermutet werden könnte, entsprechende sprachliche Zeichen beifügen, die signalisieren, dass man/frau/schwul/lesb an ihn/ihn-plus-ihn/sie /sie-plus-sie gedacht hat?

Ansätze zur Sprachbereinigung zum Zwecke einer vermehrten Berücksichtigung homosexueller Frauen und Männer gibt es schon. Formulare, die nur «ledig», «verheiratet» oder «geschieden» vorsähen, liest man auf Internet, kämen einer Ausgrenzung der Schwulen und Lesben gleich.

«Als Übersetzer bin ich daran interessiert, dass mit meinem Handwerkszeug, der Sprache, sorgfältig umgegangen wird.» Hätten Sie gedacht, dass ein Satz wie der soeben zitierte nach dem Standpunkt gewisser Feministinnen als SEXISTISCH gilt? Zitat: «Ich als Techniker kann das beurteilen: Technologie hat mit Geschlecht oder Ideologie nichts zu tun». Eine solche Aussage ist eines der typischen Beispiele für ANDROZENTRISMUS – eine Denkart, die einen weiblichen Standpunkt einfach ignoriert...» (Renate Tangens).

Endlich möchte ich daran erinnern, dass die sexistische Revolution auch vor physiologischen Gegebenheiten nicht haltmacht. In Amerika soll es Bestrebungen geben, die Pissoirs abzuschaffen: Die Kerls sollen sich gefälligst auch hinsetzen und damit aufhören, im Stehen zu pinkeln.

An einer Männermodeschau in Zürich wurden kürzlich Jupes für Männer vorgeführt. Sollen sie in Bälde obligatorisch werden?

Auch die Unterscheidung Männerstimme – Frauenstimme ist neuerdings ein Thema. In gewissen Werbekreisen gelten erstere als vertrauenerweckender. Also auch hier: Diskriminierung. Muss ich demnächst beim Sprechen in der Öffentlichkeit meine Falsettstimme aus der fasnächtlichen Mottenkiste holen, um nicht als androzentrisch beschimpft zu werden?

Wenn die Frauen schlecht dabei wegkamen, wurde bis vor kurzem in der Praxis durchaus die männliche Mehrzahlform vorgezogen. Vor einigen Jahren berichtete die Presse während der Adventszeit, unter dem Titel: «15 Taschendiebe in Paris verhaftet» über die Zunahme der Entwendungsdelikte. Aus dem Text ging dann hervor, dass es sich dabei um 14 Frauen und einen 12jährigen Jungen handelte. Also in Zukunft bitte auch: Taschendiebinnen und Taschendiebe, Delinquentinnen und Delinquenten, Soldatinnen und Soldaten (Gilbert de Courgenay wird sich freuen), Stierkämpfer und Stierkämpferinnen (in Frankreich gibt es neuerdings solche, olé, Verweiblichung bis zum blutigen Ende). Eine Parallele zur Vermeidung der Frauen in negativem Kontext hat in letzter Zeit das Antirassismugesetz hervorgebracht. Als in einem Flughafen unseres Landes ein Dutzend Mitarbeiter dingfest gemacht wurden, die wertvolles Gepäck gestohlen hatten, lautete die Meldung: «...eine grössere Anzahl Diebe verhaftet, darunter einige Schweizer.»

Das Gewerbe der Schreibenden wird immer schwieriger und erinnert allmählich an George Orwells «1984». Auch hier wäre übrigens eine zeitgemässere Adaptation fällig: «Big sister is watching you!»

Political Correctness in der Lexikographie

*Von Angelika Haller-Wolf und Ralf Osterwinter
(Dudenredaktion, Mannheim)*

Zu den derzeit aktuellsten linguistischen Themen gehört das viel diskutierte und reflektierte Phänomen der Political Correctness. Unser Beitrag versucht zunächst, das damit bezeichnete sprachlich-politische Anliegen zu definieren; in einem zweiten Schritt werden die damit verbundenen Zielsetzungen kritisch betrachtet, um anschliessend näher darauf einzugehen, was die Forderungen nach politischer Korrektheit der Sprache für die praktische Wörterbucharbeit bedeuten.

Das sprachlich-politische Anliegen

Anfang der 90er-Jahre wurde der Begriff Political Correctness (PC) an den Universitäten der USA geprägt. Er steht für eine Einstellung, die alle Hand-